

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse
Herausgeber: Schweizerischer Forstverein
Band: 67 (1916)
Heft: 3-4

Artikel: Das zur Holzschnitzerei in alter und neuer Zeit verwendete Holz
Autor: Fankhauser
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-768265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen

Organ des Schweizerischen Forstvereins

67. Jahrgang

März/April 1916

N^o 3/4

Das zur Holzschnitzerei in alter und neuer Zeit verwendete Holz.

Von Forstinspektor Dr. Fankhauser, Bern.

Es dürfte kaum eine andere Verwendungsart des Holzes geben, die im Verhältnis zum Wert des Rohmaterials einen solchen Aufwand an Arbeit und Kunstfertigkeit erheischt und dabei Erzeugnisse von so hohem Verkaufswerte herstellt, wie die Bildhauerei in Holz, die Bildschnitzerei. Infolgedessen bietet dieses Kunstgewerbe nicht nur Gelegenheit zu vorteilhaftem Absatz mancher Spezialsortimente, sondern es hat bei der nicht zu unterschätzenden Bedeutung, welche ihm für einzelne Gegenden unseres Landes zukommt, auch berechtigten Anspruch darauf, daß man suche, ihm jederzeit den notwendigen Rohstoff in ausreichender Menge und geeigneter Beschaffenheit zur Verfügung zu halten. Mit Rücksicht hierauf erscheint es wohl nicht ungerechtfertigt, im Nachfolgenden etwas näher auf den Gegenstand einzutreten, und namentlich auch die Anforderungen zu erörtern, welche der „Schnitzler“ an das zu verarbeitende Material stellt, indem dies in gleicher Weise den Interessen des Produzenten, wie den Wünschen des Abnehmers dienen wird.

Einleitend sei daran erinnert, daß die ersten Anfänge der Holzschnitzerei, bestehend in der Anfertigung von Kultusbildern, sehr weit ins Altertum zurückreichen, daß aber von einer Holzbildhauerei im Sinne einer mehr künstlerischen Betätigung, wie man ihn heute mit jenem Begriff verbindet, in Europa doch kaum vor dem christlichen Mittelalter gesprochen werden kann. Die Erzeugnisse jener Zeit waren Andachtsbilder und mit geschnitzten Ornamenten verzierte Möbel für kirchlichen und weltlichen Gebrauch. Ihre Ausführung hat sich im Laufe der

Zeit rasch vervollkommnet und wurde bereits im 15. und 16. Jahrhundert durch eine Reihe hervorragender Meister zu einem hohen Grade der Vollendung gebracht. Zur Zeit der Gotik kamen die komplizierten Altarwerke, oft mit vielfigurigen, reich bemalten und vergoldeten Darstellungen zustande, während die Holzschnitzerei der Renaissance- und Barockzeit mehr durch die mit einer verschwenderischen Fülle figürlicher und ornamentaler Dekoration geschmückten Chorgestühle in den Kirchen, dann allerdings auch durch die immer reicher sich gestaltenden Möbel und luxuriösen ganzen Zimmerausstattungen allgemeiner bekannt geworden ist.

Für die frühern Werke der schweizerischen Holzschnitzerei erscheint besonders bezeichnend der Unterschied, welcher sich hinsichtlich der zur Verwendung gelangten Holzarten zwischen West- und Ostschweiz ergibt. Während nämlich in der erstern, wohl in Anlehnung an französischen Gebrauch, Möbel und Skulpturen aller Art aus Hartholz, vorzugsweise aus Eichenholz, angefertigt wurden, gelangte zu diesem Zweck in der Ost- und Zentralschweiz sozusagen nur Weichholz, und zwar teils Linden-, teils Nadelholz zur Verwendung. Allerdings sind hierfür, soweit es sich um Kultusgegenstände handelt, aus der Westschweiz wenige Zeugen übrig geblieben, da viele anlässlich der Reformation zerstört wurden. Immerhin weist das Historische Museum in Bern eine in Eichenholz geschnitzte Madonna mit Kind etwa vom Jahr 1300 von Delsberg auf, und eine ebensolche des 15. Jahrhunderts, aus dem Kanton Freiburg stammend, besitzt das Schweizerische Landesmuseum in Zürich. Als Beispiele von harthölzernen Möbeln aus der Westschweiz wären namentlich einige in den genannten Sammlungen sowie anderswo aufbewahrte gotische Kredenzen und Truhen des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts zu nennen.

Um so zahlreichere Bildwerke sind uns erhalten geblieben, welche die allgemeine Anwendung der Weichhölzer in der Nord-, Ost- und Innerschweiz nachweisen. Tannenholz (besonders Kottannenholz) war das gewöhnliche Material zur Herstellung einfacher, wie reicherer, mit Schnitzereien verzierter Möbel, wogegen es zu Standbildern nur wenig benutzt wurde. Im Schweizerischen Landesmuseum finden sich nur eine Christusfigur aus Uznach (annähernd vom Jahr 1200) und zwei Reliquienbüsten aus Altdorf (Ende d. 14. Jahrh.) in Tannen-

holz, dagegen eine große Zahl von Bildwerken in Lindenholz aus der ganzen deutschsprechenden Schweiz mit Einschluß des Oberwallis, deren Herstellungsort allerdings in vielen Fällen Süddeutschland ist. Diesbezüglich seien angeführt: Madonnenbilder aus Winikon, Luzern (13. Jahrh.), aus der Kirche von Naters, Wallis (13. Jahrh.), von Dallenwil, Nidwalden (ca. 1400), aus der St. Joderkapelle in Luzern (der nämlichen Epoche), von Villa, Graubünden (15. Jahrh.), von Laufenburg (Ende d. 15. Jahrh.) usw., eine Pietà aus Graubünden (14. Jahrh.), Büsten der vier Evangelisten aus der St. Oswaldkirche in Zug (15. Jahrh.), eine Figur aus der St. Wendelinskapelle in Ragaz, Graubünden (16. Jahrh.) usw. Auch das Historische Museum in Bern enthält aus dieser Zeit eine ansehnliche Zahl von Bildwerken in Lindenholz, von tannenen aber nur die Überreste des Kolossalbildes des hl. Christoffels (v. J. 1496), der einst im Turm gleichen Namens den Eingang zur obern Stadt bewachte.

Alle diese Schnitzwerke sind mit Kreidegrund überzogen und bemalt, oft auch vergoldet, während man die Bildwerke aus Hartholz im allgemeinen unbemalt ließ. Aber auch bei den Zimmerausstattungen lag es bei dem verwendeten, hellen, unscheinbaren Holze nahe, daß man die Wirkung der Schnitzerei durch Zuhilfenahme der Farbe zu erhöhen suchte. Anfangs begnügte man sich damit, den zum Schmuck der Wände, Decken, Möbel usw. beliebten geschnitzten gotischen Friesen einen dunkeln Grund zu geben, auf dem die Ornamente besser zur Geltung gelangten; bald aber wurden diese ebenfalls bemalt und schließlich, im 16. Jahrhundert, mit verschiedenfarbigen Hölzern eingelegt, wofür namentlich das vornehme, der Hochrenaissance angehörende Pestalozzizimmer aus Chiavenna (von 1585) im Landesmuseum ein typisches Beispiel bietet.

Unter Umständen gab man übrigens auch in der deutschen Schweiz schon im 15. Jahrhundert für mit Schnitzereien gezierte Gegenstände dem Hartholz den Vorzug, nämlich, wo diese eine bedeutende Belastung auszuhalten hatten (wie z. B. an dem gotischen Türgestell in Eichenholz aus dem Hause zum Fällli in Baden im Landesmuseum ersichtlich) und sodann für luxuriöse Einrichtungen. Diesfalls seien aus jener Sammlung nur die prächtige Hochzeitstruhe aus Glarus (15. Jahrh.), der Tisch des Abtes von Rheinau (Ende

d. 15. Jahrh.) und die Truhe des Abtes von Muri (1526), alle drei mit reicher Schnitzerei in Nußbaumholz ausgeführt, genannt. Besonders kostbare Möbel dieser Art befinden sich im Historischen Museum zu Basel aus dem Besitze der Bischöfe.

Ähnlich kamen für Kirchausstattungen die Harthölzer auch in der deutschsprechenden Schweiz schon früh zur Anwendung, wie Teile des eichenen gotischen Chorgestühles aus der Kapelle St. Wolfgang in Zug (v. 1486) und desjenigen in Nußbaumholz aus der Kirche zu Fällanden (Ende des 15. Jahrh.), beide im Landesmuseum aufbewahrt, beweisen dürften. Bezeichnend ist immerhin, daß bei den letztgenannten Chorstühlen die angefügten reichern Ornamente in Lindenholz geschnitzt sind. Die zahlreichen gotischen Chorstühle in der Westschweiz sind alle aus Eichenholz.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch eingeschaltet, daß im Wallis und in Graubünden geschnitzte Möbel auch aus Arvenholz hergestellt wurden, die im Landesmuseum besonders durch Stollentruhen mit Kerbschnitt-Ornamenten (15. Jahrh.) vertreten sind. Nicht minder bemerkenswert erscheinen in der reichhaltigen Sammlung von Schmuckkästchen mehrere mit zierlicher Maßwerkschnitzerei geschmückte Stücke aus Buchenholz, einer Holzart, die heutigentags von der Holzbildhauerei gar nicht mehr verarbeitet wird.

Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde übrigens auch in der deutschsprechenden Schweiz die Verwendung des Hartholzes allgemeiner. Zur Ausstattung der Kirchen war damals namentlich Eichenholz beliebt. In den verschiedensten Gegenden unseres Landes besitzt man aus jener Zeit meist in Renaissance- und Barockstil kunstvoll geschnitzte Chorgestühle in dieser Holzart. Zu den berühmtesten gehört wohl dasjenige der Klosterkirche zu Wettingen, 1602—1604 entstanden und mit einer verschwenderischen Fülle figurlichen und ornamentalen Schmuckes ausgestattet. — Aus späterer Zeit, nämlich von 1702 bis 1726, datiert das durch nicht geringern Reichtum ausgezeichnete Chorgestühl der Klosterkirche zu St. Urban, von der Gottfried Keller-Stiftung aus England, wohin es s. Z. verkauft worden war, zurück erworben und seit 1911 am ursprünglichen Ort wieder aufgestellt. Auch diese Schnitzereien bestehen in der Hauptsache aus Eichenholz; einzig zu den über jedem Sitz eingefügten, verhältnis-

mäßig kleinen zwei Tafeln mit Reliefdarstellungen aus der biblischen Geschichte wurde Nußbaumholz benützt. — Endlich sei noch der luxuriösen Rokoko-Ausstattung der Domkirche zu St. Gallen gedacht, da diese Schnitzereien, welche in den Jahren 1760 bis 1770 entstanden sein dürften, beinahe ganz in Nußbaumholz ausgeführt sind. Nur für die großen Medaillons mit figurenreichen Hochreliefs gelangte Lindenholz zur Verwendung, da dieses eine feinere Ausarbeitung der sorgfältig modellierten, lebensvollen Gestalten ermöglichte und sie überdies durch den helleren Ton besser zur Geltung brachte.

Aber auch die profanen Möbel der Renaissancezeit erhielten immer reicheren Schmuck in Schnitzerei und Intarsien und wurden je länger je mehr aus Harthölzern angefertigt. Eine große Zahl von Truhen und Schränken in unseren Museen zeigt, wie hierfür anfangs noch das Eichenholz zu Ehren gezogen wurde, bald aber das Nußbaumholz sich allgemein einer ausgesprochenen Vorliebe erfreute. Dies war namentlich auch für die geschnitzten ganzen Zimmerausstattungen der Fall, von denen im Landesmuseum und im Berner Historischen Museum ebenfalls hervorragende Beispiele, wie das Lochmann-Zimmer in Zürich (17. Jahrh.), das von Mülinen-Zimmer in Bern (1645) u. a. vorhanden sind. Ganz besonders aber zeichnen sich durch verschwenderischen Reichtum an kunstvollen Holzschnitzereien und feinsten Intarsien die Prunkzimmer im Freulerpalast zu Näfels aus, den Kaspar Freuler, Oberst der königl. Garde in Paris, von 1646 bis 1647 im Geschmack der damaligen Zeit, im Renaissancestil, erbauen ließ. Die wundervollen kassettierten Decken und die reichgegliederten, zierlich geschnitzten und eingelegten Wandbekleidungen bestehen ganz aus Nußbaumholz, auf dessen dunkeln Grund die weißen Statuetten und andere Figuren aus Lindenholz überaus wirkungsvoll hervortreten.

Zur Zeit des mit Stufatur überladenen Rokokos begann der Niedergang der Holzbildhauerei, die erst in den letzten Jahrzehnten wieder einen neuen Aufschwung genommen hat.

Zusammenfassend kann man sagen, daß während der ersten Blütezeit der Kunstsznitzerei einerseits Tannen- und Lindenholz, andererseits aber Eichenholz, von Ende des 15. Jahrhunderts an in zunehmendem Maße auch Nußbaumholz Verwendung fanden, die übrigen Holzarten aber nur von untergeordnetem Belang waren.

Die heutige Bedeutung der Schnitzerei darf man als bekannt voraussetzen. Es erübrigt daher nur noch, die Eigenschaften der Hölzer zu betrachten, welche sie hauptsächlich verarbeitet.

Was man von diesen vor allem verlangt, ist eine möglichst gleichmäßige Struktur, bei welcher weder die Verschiedenheit von Frühjahr- und Herbstholz, noch die Markstrahlen sich auffällig bemerkbar machen. Im Fernern soll das Holz nicht stark arbeiten, also nicht in erheblichem Maße schwinden und reißen; auch darf es im Laufe der Zeit weder seine Farbe, noch seine Beschaffenheit in ungünstigem Sinne ändern. Daneben kann, je nach den Anforderungen, die man an die betreffenden Erzeugnisse stellt, und dem Preis, welchen man dafür auslegen will, Holz von recht verschiedener Härte sich für die Schnitzerei eignen, nur darf es der Bearbeitung keinen zu seiner Festigkeit außer Verhältnis stehenden Widerstand entgegensetzen, wie dies mitunter selbst bei Weichhölzern, z. B. Pappelholz, der Fall ist. Hieraus geht hervor, daß es kein für die Holzschnitzerei unbedingt geeignetstes Material gibt, sondern daß von den überhaupt in Betracht kommenden Holzarten jede ihre Vor- und Nachteile besitzt. Es läßt sich deshalb nicht umgehen, im einzelnen auf die wichtigsten von ihnen einzutreten.

a) Nadelhölzer.

Das Fichtenholz wird, weil leicht und billig, viel zu Kinderspielwaren verwendet, aber wenig mehr zur Bildschnitzerei. Für feinere Arbeiten eignet es sich der stark hervortretenden Ringwände halber nicht. Höchstens werden in diesem Material noch die geschnitzten Friese an den Außenwänden von Holzhäusern hergestellt, doch ist deren Ausführung in der Regel Sache des Zimmermanns und nicht des Schnitzlers.

Mehr Bedeutung besitzt für manche Gegenden das Arvenholz. Wenn auch nicht ganz so homogen wie das Holz mancher Laubhölzer, z. B. Linden- oder Erlenholz, besitzt es doch eine sehr gleichmäßige Struktur. Dabei ist es ungemein weich und insolgedessen außerordentlich leicht zu bearbeiten. „Es schneidet sich wie Speck“, soweit es wenigstens nicht von Ästen durchsetzt ist. Bei älterm Arvenholz wird die Eignung für feinere Schnitzereien mitunter durch die scharf markierten Jahrringe beeinträchtigt, doch ist dies nicht immer der Fall. Im Gegensatz zu den für die Möbelfabrikation besonders begehrten astigen Brettern

werden für kleinere Figuren astreine Stücke von jüngern Stämmen am meisten geschätzt, indem deren Holz reiner weiß ist und ihm auch nicht ein so intensiver Terpentingeruch anhaftet. Seine hauptsächlichste Verwendung aber findet das Arvenholz in der Bildschnitzerei zur Anfertigung von größern, bemalten und vergoldeten Heiligenfiguren für Altäre, Kreuzwegstationen usw., wie sie besonders im Grödnertal (Tirol) fabriziert werden. Auch zu den geschnitzten und vergoldeten Florentiner Bildrahmen, Stageren usw. im Rokokostil benutzt man hauptsächlich dieses Material.

In der Schweiz wird wenig Arvenholz geschnitzt, wahrscheinlich weil es in den betreffenden Gegenden fehlt. Im Berner Oberland, speziell in Gadenen, macht man daraus billige Salatbestecke, Schreibzeuge u. dergl. — Sehr wahrscheinlich würde sich aber in Brienz und Umgebung ein vorteilhafter Absatz für sauberes Arvenholz finden. Die Aussichten hierfür stünden wohl um so günstiger, als man dort erfolgreiche Anstrengungen macht, die Spielwarenfabrikation einzuführen.

Als drittes Nadelholz kommt die Eibe in Betracht. Ihr Holz ist wertvoll einerseits wegen seiner Festigkeit und feinen Struktur, andererseits wegen seiner schönen Farbe, die beim Splint rein weiß, beim Kernholz aber tiefrot ist. Da sich beide scharf voneinander abgrenzen, so lassen sich hübsche Effekte erzielen, indem man im weißen Splint flache Blumenornamente auspart, die sich auf dem dunkelroten Hintergrund des Kernholzes wirkungsvoll abheben. Die Verwendung des Eibenholzes ist übrigens eine beschränkte; es wird zu kleinen Stücken, wie Salatbestecken, Raffettendeckeln, Linealen und dergleichen benutzt. Das Rohmaterial kommt in der Hauptsache aus dem zürcherischen Staatswald Höckler am Albis und wird nach dem Gewicht verkauft. Da zu der angegebenen Bearbeitung nur die äußerste, höchstens 3 cm dicke Holzschicht der Eibe zu gebrauchen ist, so sind Stämmchen von 10 bis 15 cm Durchmesser die vorteilhaftesten; stärkere geben zu großen Abgang.

b) Laubhölzer.

Von Laubhölzern kommt denjenigen, die schon im Altertum die wichtigste Rolle spielten, auch heute noch am meisten Bedeutung zu.

Das Lindenholz verdient in erster Linie genannt zu werden, weil es durch eine feine, gleichmäßig dichte Textur, wenig zu unter-

scheidende Jahrringe, äußerst feine Spiegel (Markstrahlen), weißgelbliche, gleichmäßige Farbe und sehr leichte Bearbeitbarkeit als ein für die Holzschneiderei in hervorragendem Maße geeignetes Material bezeichnet werden muß. Ungünstig fällt dagegen die durch seine Weichheit bedingte geringe Widerstandsfähigkeit der daraus gefertigten Objekte ins Gewicht, so daß es, weil auch im Preis verhältnismäßig niedrig stehend und leicht zu schneiden, besonders für billigere Gegenstände Verwendung findet. Lindenholz wird leider, wie an alten Skulpturen ersichtlich, stark von Anobien angebohrt.

Im allgemeinen wird das Holz der Kleinblättrigen Linde, weil fester und widerstandsfähiger, für die Schneiderei mehr geschätzt als dasjenige der Großblättrigen, obwohl das letztere weniger arbeitet. Am gesuchtesten ist das Holz größerer Bäume, von 60 und mehr Zentimeter Brusthöhendurchmesser, besonders wenn sie auf fruchtbarem Boden rasch erwachsen sind. Diese besitzen nämlich ein „mildes“, relativ leichtes Holz. Von solchem wiegt z. B. eine in natürlicher Größe geschnittene Menschenhand zirka 245 g, während dasselbe Stück von Holz einer jüngern Linde ab magerem Standort mindestens 270 g schwer ist. — Für größere Tier- und Figurengruppen ist Lindenholz besonders bevorzugt. Es wird im Berner Oberland in hinreichender Menge produziert und nur wenig von auswärts eingeführt.

Das Nußbaumholz steht hinsichtlich seiner Bedeutung für unsere Holzschneiderei unstreitig obenan, nicht nur als das schönste und vornehmste Material, sondern auch weil es in größerer Menge als irgend ein anderes zur Verarbeitung gelangt. Es zeichnet sich aus durch ein dichtes Gefüge mit feinen Markstrahlen, durch bedeutende Festigkeit und durch eine prachtvolle braune Farbe des Kernes, die, im Gegensatz zu der bei andern Hölzern zu beobachtenden ungünstigen Veränderung, mit dem Alter immer schöner wird. Dabei läßt es sich sehr gut schneiden, besonders wenn es von alten und starken, rasch erwachsenen Bäumen herrührt, während umgekehrt Nußbäume von magerem Boden ein hartes und zähes Holz liefern, das sich stark wirft und selbst für die Tischlerei nicht beliebt ist. — Einigermassen beeinträchtigt wird die Verwendbarkeit des Nußbaumholzes durch die im Frühjahrsholz als sehr kräftige, dunkle Kanäle erscheinenden weiten Gefäße, welche es für ganz feine Schneidereien unbrauchbar machen.

Abgesehen von diesen, eignet es sich vortrefflich für alle Arten von Arbeiten. Dabei wird das helle Splintholz nicht wie bei der Möbelschreinerei oder zu andern Zwecken entfernt, indem es durch das sogenannte „Dämpfen“, von dem später noch die Rede sein soll, die nämliche dunkle Farbe bekommt wie der Kern, oder, wenn dies nicht ganz der Fall, leicht durch Beizen nachgeholfen werden kann. Gleichwohl sollte man die Benutzung von Splintholz tunlich vermeiden, weil es stark von Nagelkäfern leidet. — Leider hält es immer schwerer, die für diese Industrie geeigneten Stücke aufzubringen. Wo solche anfallen, sollten sie in erster Linie der Holzschnitzerei zur Verfügung gestellt werden.

Das Eichenholz würde hinsichtlich Festigkeit, Dauerhaftigkeit und Schönheit der Farbe, die ebenfalls mit dem Alter noch gewinnt, allen Anforderungen entsprechen, doch machen es seine breiten Markstrahlen und groben Gefäße nur für größere Objekte, namentlich der Möbel- und Bauschnitzerei, verwendbar. Eine Hauptschwierigkeit besteht übrigens darin, daß das Holz der einheimischen Eiche, meist Stieleiche, zum Schnitzen zu hart ist. Auch die ungarischen Eichen entsprechen nur teilweise den zu stellenden Anforderungen, wogegen slawonische und andere geeignete Provenienzen unverhältnismäßig hoch im Preise stehen. — Dazu kommt, daß Eichenholz, um zur Bildschnitzerei benutzt werden zu können, lange gelagert werden muß und somit große Vorräte notwendig sind, wie sie allenfalls Schreiner führen, wie sie aber für die Holzschnitzerei, die nur relativ geringe Mengen benötigt, sich nicht lohnen.

Ein wichtiges Material für unsere Industrie ist sodann das Birnbaumholz. Fein, dicht und mäßig hart, mit wenig auffallenden Markstrahlen und Jahrringen, läßt es sich bei seiner gleichförmigen Beschaffenheit in allen Richtungen leicht und ohne auszubröckeln schneiden. Ein fernerer Vorzug ist seine schöne und gleichmäßige, hellbraune oder rötlichgelbe Farbe, sowie die Eigenschaft, sich sehr gut schwarz beizen zu lassen, so daß es Ebenholz ersetzen kann. Dank seiner Schönheit und Festigkeit verwendet man es hauptsächlich für kleinere, feine Gegenstände, zu allerhand Figuren, zu Christuskörpern für Kreuzfixe usw. In Birnbaumholz sind auch die bekannten Tiroler Reliefdarstellungen Defregger'scher Genrebilder geschnitten.

Birnbaumholz wäre unzweifelhaft für die Schnitzerei eines der wertvollsten Hölzer, wenn es nicht mit dem Alter, d. h. schon nach 20, 30 Jahren, seine Schönheit einbüßen und einen dunkeln, unreinen Ton annehmen würde. In Lokalen mit ungenügendem Luftwechsel werden übrigens die Schnitzereien schon viel früher grau fleckig.

Von den Ahornarten kommt einzig der Bergahorn in Betracht. Zwar gilt das Holz des Spizahorns als wertvoller, doch tritt diese Holzart in der Schweiz zu selten auf, als daß ihr für die Schnitzerei eine nennenswerte Bedeutung beigemessen werden könnte. Vom Bergahorn sind Stämme von 30—40 cm Brusthöhendurchmesser die geeignetsten, weil sie, zumal die an der Schattenseite im Bestandschluß erwachsenen, ein sehr feines, weißes bis weißlichgelbes Holz besitzen, an dem Jahrringe und Markstrahlen sich kaum erkennen lassen. Sie werden deutlicher sichtbar bei Holz von alten, starken Stämmen, das gröber erscheint und eine mehr graugelbe Farbe annimmt.

Trotz seiner vorteilhaften Eigenschaften ist das Ahornholz nicht sehr beliebt, weil es sich nur schwer schnitzen läßt, und die daraus hergestellten Stücke mit der Zeit dunkler und unansehnlicher werden, wenn auch nicht in gleichem Maße wie solche aus Birnbaumholz.

Das Kirschbaumholz, seiner Festigkeit und lebhaft roten Farbe wegen vom Möbelschreiner zu Wandverkleidungen, Fournieren usw. begehrt, spielt für die Schnitzerei nur eine untergeordnete Rolle. Man braucht es an Stelle von Ebenholz, weil billiger als dieses, zu den erwähnten kleinen Gegenständen, doch ist der Splint nicht so rein weiß und verblaßt das Rot des Kerns am liegenden Stamm mit der Zeit, so daß es stets frisch, d. h. nicht älter als höchstens einjährig verarbeitet werden muß.

Auch mit dem Zwetschgenbaumholz wird Ebenholz nachgeahmt, indem man dunkles Kernholz auf weißes Ahornholz aufleimt. Dadurch ergibt sich aber ein viel stärkerer Kontrast zwischen rot und weiß, als ihn je die Eibe aufweist.

Durch große Homogenität zeichnet sich das Holz der Weißerle — die Schwarzerle kommt bekanntlich in der Schweiz wenig vor — aus, doch ist es dabei weich, nicht besonders fein und von ledriger Beschaffenheit. Auch erreicht die Erle selten die für Schnitzlerholz wünschbare Mindeststärke von 25 cm Mittendurchmesser. Weißerlen-

holz wird deshalb wenig, etwa an Stelle von Lindenhholz zu Ware geringer Qualität verarbeitet.

Wertvoller wäre für die Schnitzerei das Weidenholz, vornehmlich dasjenige der Weißen Weide, da es sehr leicht, elastisch, zähe und widerstandsfähiger als Lindenhholz ist. Es eignet sich vorzüglich zur Herstellung künstlicher Gliedmassen und könnte im Berner Oberland sicher in erheblicher Menge abgesetzt werden.

Das Pappelholz läßt sich trotz seiner großen Leichtigkeit zum nämlichen Zweck leider nicht verwenden, weil es brüchig ist und gleichwohl eine ledrige, schwammige Beschaffenheit besitzt, so daß es sich nur mit ganz scharfen Werkzeugen bearbeiten läßt, die aber rasch stumpf werden; der Schnitzler behauptet von ihm, es enthalte Sand. Pappelholz kommt daher für die Bildschnitzerei nicht in Betracht, höchstens etwa für die Spielwarenfabrikation.

Ein schönes, äußerst homogenes und festes Holz von rein weißer Farbe wäre das Stechpalmholz. Man verfertigt daraus kleine, feine Tierfiguren, doch kommt es zu selten vor, um irgend eine Rolle zu spielen.

Auch die Roßkastanie hat ein schön weißes, ziemlich festes und gut zu bearbeitendes Holz, das seine Farbe lange Zeit unverändert erhält, bis dahin aber von der Kunstsznitzerei noch keine Beachtung gefunden hat.

Unsere übrigen Holzarten besitzen für die einheimische Schnitzerei keine oder doch nur ganz untergeordnete Bedeutung. Das Nämliche gilt für die fremdländischen Arten, von denen höchstens etwa das Buchsbaumholz, das man seit dem 16. Jahrhundert neben Lindenhholz zu kleinen Holzstatuetten, den sogenannten Büttelmännchen, verarbeitete, als Material für besonders feine Schnitzereien erwähnt zu werden verdient.

* * *

Zum Schluß noch ein Wort über die Behandlung des Holzes vor seiner Verarbeitung. Bei jener ist von Wichtigkeit, daß die Austrocknung möglichst gründlich, doch nur langsam erfolge. Von deutscher Seite¹ wird empfohlen, die Abschnitte stellenweise zu entrinden — anzuplätzen — und in einem lustigen Schuppen mit einer dünnen Schicht trockenen Sandes zu bedecken.

¹ J. Stockbauer, die Holzschnitzerei. Leipzig 1887.

In der großen Schnitzereiwarenfabrik E. Binder in Brienz läßt man das im Herbst oder Winter gefällte Holz erst längere oder kürzere Zeit im Freien in der Rinde liegen. Im nächsten Sommer sich bildende Ausschläge lassen darauf schließen, daß sich das Holz noch in guter Verfassung befinde. Selbst das Erscheinen der Fruchtträger von Schwämmen hat bei Nußbaum- und Eichenholz wenig zu bedeuten. Bei Linden-, Ahorn- und Birnbaumholz hingegen sind sie ein Zeichen dafür, daß es im Begriffe steht, im Saft zu ersticken. Es muß dann sofort aufgesägt oder in anderer Weise vorgearbeitet werden. — Nach andern findet bei den letztgenannten Holzarten das Aufsägen oder „Ausrüsten“ (Ausformen im Rohen) besser in tunlich frischem Zustande statt, indem sich das Holz dabei am widerstandsfähigsten erhält.

Am empfindlichsten dürfte das Birnbaumholz sein; es wird gewöhnlich nicht länger als bis zum Frühjahr in der Rinde liegen gelassen und überdies zur Verhinderung des Entstehens von Rissen bei zu raschem Austrocknen an der Stirnfläche mit Ölfarbe angestrichen oder mit Zeitungspapier beklebt. Ahornholz soll am schönsten weiß bleiben, wenn es an den kürzesten Tagen geschlagen und grün gesägt wird. Jedenfalls läßt man es höchstens ein Jahr, Lindenholz nicht über 1½ Jahre rund, wogegen eine lange Lagerung sich für das Nußbaumholz als vorteilhaft erweist, da es sich in der Farbe ausgleicht und überdies „mild“ wird, so daß es sich nachher leichter bearbeiten läßt. Ähnlich verhält es sich mit dem Eichenholz, das ebenfalls recht lange gelagert bleiben sollte.

Abgesehen von Eiben- und Kirschbaumholz, welches aufgespalten wird, sägt man das für die Schnitzerei bestimmte Holz in der Regel in 6 cm (2 Zoll) dicke Bretter, Lindenholz, je nach Bedarf auch in 9 und 12 cm dicke Bohlen, oder es wird, ebenso wie Nußbaumholz, für größere Gruppen oder Figuren im Rohen vorgearbeitet. Ein solches „Ausrüsten“ erfolgt aber auch für andere Arbeiten, da alles Holz in frischem Zustande viel leichter zu bearbeiten ist, als wenn es einmal jenen weitgehenden Grad von Trockenheit, bei dem ein hartes und sprödes Material entsteht, erreicht hat.

Nußbaum-, Birnbaum- und Lindenholz werden überdies gedämpft. Es hat dies zur Folge, daß es weniger arbeitet und weniger reißt, vollkommener austrocknet und eine schönere, gleichmäßige Farbe an-

nimmt, die sich beim Rußbaumholz auch dem Splint mitteilt. Birnbaumholz aber bekommt einen warmen, rötlichen Ton, während es ungedämpft grau wird.

* * *

Wir schließen diese Betrachtung mit dem Wunsche, sie möchte etwas dazu beitragen, daß auch die Waldbesitzer und das Forstpersonal der Schnitzerei-Industrie, die sicher zu den schönsten und vornehmsten Kunstgewerben unseres Landes gehört, ihre Sympathie nicht vorenthalten und, soviel an ihnen liegt, durch loyales Entgegenkommen bei der Zuwendung geeigneter Holzfortimente den Schnitzlern helfen, die sehr schwierige Periode, welche sie gegenwärtig durchkämpfen, glücklich zu überwinden.

Allen denjenigen aber, welche die Güte hatten, das Zustandekommen dieser kleinen Studie durch geneigte Auskunft freundlichst zu fördern, als besonders den Herren Prof. Dr. Lehmann, Direktor des Schweizer Landesmuseums in Zürich, Ed. Binder, Schnitzereifabrikant in Brienz, H. Kienholz, Vorsteher der Schnitzerschule in Brienz, Michel, Vater und Sohn, Fabrikation geschnitzter und eingelegter Möbel in Ringgenberg, u. A., sei hiermit dafür nochmals bestens gedankt.



Das Abnorme im Begriffe „Normalvorrat“.

Übersetzung eines Aufsatzes von H. Biolley in Couvet im „Journal forestier suisse“, Nr. 1/2, Jahrgang 1916.

In diesem Aufsätze sollen weder die bestehenden Abweichungen des wirklichen Vorrates eines Bestandes im Vergleich zu dessen Normalvorrat noch die Abnormität des bisherigen Verfahrens zur Bestimmung des Normalvorrates im Hochwald erörtert werden. Nachdem Herr Flury, Adjunkt der schweizer. forstlichen Versuchsanstalt, diese Fragen im I. Hefte des Bandes XI der Mitteilungen dieser Anstalt unter dem Titel „Größe und Aufbau des Normalvorrates im Hochwalde“ behandelt hat, möchte ich meinerseits das Sinnwidrige oder Abnorme des Begriffes „Normalvorrat“ überhaupt darlegen.

Als Ausgangspunkt meiner Darlegung dient mir die logisch aufgebaute, wohlgedachte Arbeit des Herrn Flury, der ich meinen Bei-